

Aus dem

Irrenhause.

Von

W. von Besser.
Rittmeister a. D.

Motto:

Wer die Wahrheit kennt, und sagt sie nicht,
Der bleibt fürwahr ein erbärmlicher Wicht.

— ✱ —

H. Pohl,
Verlag und Antiquariat
Berlin S.W., Wilhelmstraße 122a.

—
1884.

1916.4974

Aus dem

Irrenhause.

Von

W. von Gesser

Rittmeister a. D.

Reise:

Wer die Wahrheit kennt, und sagt sie nicht,
Der bleibt fürwahr ein erbärmlicher Nicht.



H. Pohl,
Verlag und Antiquariat
Berlin SW., Wilhelmstraße 122a.
1884.

Ke 5426

Aus dem Irrenhause.

Von einem früheren Insassen.

Unter diesem Titel erschien in Heft 99 des „Kulturkämpfer“ (herausgegeben von Otto Glagau in Berlin) ein Aufsatz, der geeignet war, Aufsehen zu erregen. Leider sind darin die Namen der beteiligten Aerzte und Anstalten nicht genannt, und zwar nur auf Wunsch des Herausgebers.

Der Verfasser hat keine Ursache, die Öffentlichkeit zu scheuen und läßt daher den erwähnten Aufsatz mit Nennung der Namen und einigen Zusätzen hier folgen; in der Absicht, das sogenannte Heil-Verfahren der Irren-Aerzte in das wahre Licht zu stellen.

Ich litt nach dem Tode meiner Frau an Schlaflosigkeit, war in Folge dessen nervös erregt und äußerte mich mehrfach in zorniger Weise gegen Bekannte, welche mich besuchten und unbefugter Maßen mit allerhand trivialen Rathschlägen belästigten.

Eine Scene mit meinem Haus-Arzt, die von demselben jedenfalls falsch aufgefaßt und dargestellt worden ist, war nach den vorangegangenen Mißverständnissen ausreichend, um bei meiner Umgebung die Vermuthung wachzurufen, ich sei übergeschnappt. Man überfiel mich, steckte mich in eine Zwangs-Jacke und brachte mich nach der Maison de santé in Schöneberg bei Berlin.

Ich bin überzeugt, daß die Personen, welche so mit mir verfahren, bona fide gehandelt haben und mache keiner von ihnen einen Vorwurf. Daß man mir aber schweres Unrecht gethan hat, glaube ich dadurch beweisen zu können, daß ich noch heute jedes Wort, was ich gesprochen habe, genau weiß, und Alles, was ich

that und sagte, vertreten kann. Ich will deshalb auch die Eindrücke und Erlebnisse des ersten Tages in der Anstalt eingehend wiedergeben.

Man führte mich am 2. Februar 1882 Morgens sechs Uhr zunächst in den Bet-Saal, schloß hinter mir die Thür, und ließ mich etwa zehn Minuten allein, während welcher Zeit ich, auf einer Bank sitzend, mein trauriges Schicksal überdachte. Darauf erschienen meine Reise-Begleiter; ich verabschiedete mich von ihnen, trug ihnen Grüße an Verwandte und Bekannte auf, und äußerte meine Ueberzeugung, daß ich nicht lange in der Anstalt bleiben werde, weil ich vollkommen gesund sei. Ich werde nun in ein Zimmer geführt, lege mich, von der Nachtfahrt ermüdet, auf das Sopha; man verläßt mich und verschließt die Thür. Von Schlaf war aber nicht die Rede; der schreckliche Gedanke, von der Welt und meiner Familie abgeschnitten, in einem Irrenhause zu sein, erhielt mich wach! Nach einer Viertel-Stunde erscheint ein Assistenz-Arzt, Dr. Goldstein, bietet mir eine Tasse Kaffee an, die ich mit Dank annehme, und verläßt das Zimmer. Ich trinke einen Schluck, merke aber sogleich, daß in dem Kaffee eine fremde Substanz, wahrscheinlich ein Schlaf-Mittel, enthalten ist, und gebe das Genossene wieder von mir. Auf meine Bitte läßt man mich allein.

Etwa um sieben Uhr fragt mich der Inspector Krüger, ob ich aufstehn wolle; ich könne im Saal guten Kaffee bekommen. Ich begeben mich dorthin, und befinde mich in einem Raum mit mehreren Sophas und Tischen, an denen etwa fünfzehn Patienten schweigend ihr Frühstück verzehren; als Aufsichts-Personal fungiren der Inspector Krüger, seine Frau und zwei Wärter. Ich setze mich an einen Tisch zunächst der Thür, trinke Kaffee und beobachte meine Umgebung. Der Dr. Goldstein tritt ein, ich stehe auf und begrüße ihn. Er fragt mich: „Was fehlt Ihnen“? — „Ich bin etwas erkältet, fühle mich körperlich sonst ganz wohl; meinen

Geistes-Zustand zu beurtheilen, muß ich meinen Herren Aerzten überlassen.“ — „Wo befinden Sie sich?“ — „Maison de santé, Abtheilung für Geistesfranke.“ — Dr. Goldstein nickt mit dem Kopf und sieht mir aufmerksam in die Augen; ich erwidere den Blick mit dem Bewußtsein, daß meine Augen sehr gesund sind. Er verläßt mich, spricht mit dem Inspector und mit einigen Patienten wenige Worte, und geht nach einem Aufenthalt von etwa fünf Minuten hinaus. Das war die Morgen-Bisite!

Eine Viertel-Stunde später kommt der Geheimrath Dr. Loewenstein mit dem Assistenten Dr. Loewenthal. Ich begrüße die Herren stehend, man erwidert meinen Gruß, richtet aber keine Frage an mich; ich setze mich wieder, und beobachte folgenden Vorfall: Der Geheimrath wendet sich an einen Herrn, der in der Sopha-Ecke sitzt und die Augen mit der Hand verdeckt: „Guten Morgen Herr Peitsch.“ — Patient antwortet nicht. — „Na, geben Sie mir doch die Hand.“ — Patient thut es nicht. — „Wenn Sie mir die Hand nicht geben, kann ich auch nichts für Sie thun; das ist doch klar?“ — Hier wendet sich Loewenstein nach mir um, als erwarte er meine Zustimmung. — Ich sage: „Ja, so klar wie Schuhwichse.“ — Ich meinte natürlich, es sei durchaus nicht klar, einem Kranken eine Unhöflichkeit übel zu nehmen. — Der Chef macht ein erstauntes Gesicht, ruft im Weitergehen einigen anderen Patienten „Morgen, Morgen“ zu, und verläßt das Local durch den andern Ausgang. Das war die Morgen-Bisite des Chef-Arztes, dem ein neuer Patient zugeführt ist!

Ich sehe mir den Inspector Krüger genauer an, finde sein Aeußeres Vertrauen erweckend, und unterhalte mich mit ihm, äußere auch dabei meine Verwunderung über das Verhalten der Aerzte. Er giebt mir Recht und den Rath, mich möglichst ruhig zu verhalten, keine Wünsche zu äußern und nie durchblicken zu

lassen, daß mir irgend etwas in der Anstalt mißfalle, denn das werde sehr übel genommen. Ich bitte um Brief-Papier, und erhalte den Bescheid, es könne nur vom Geheimrath gewährt werden; ich bitte um Lectüre, und erfahre, daß es keine giebt. Der Inspector sagt, er wolle mir seine eigene Zeitung bringen, obgleich er damit schon über seine Befugniß gehe. — Man verlangt also, daß der Patient im dumpfen Hinbrüten den Tag zubringe, giebt ihm tüchtig zu essen, gestattet ihm aber nur geringe Bewegung, und will damit einen Kranken gesund machen. — Wie sollst du das aushalten! so dachte ich. Du bist an angestrengte Arbeit gewöhnt; bei solcher Lebens-Weise muß ja ein Gesunder krank werden. Na, lange kann es aber nicht dauern; also brauchst Du nicht den Muth zu verlieren.

Ich suchte nun aus meiner Situation Vortheil zu ziehen, indem ich mich mit den Patienten unterhielt, und die Art und Ursache ihrer Krankheit zu erkennen mich bemühte. Um zehn Uhr gab es zweites Frühstück: Butter-Semmeln mit Wurst. Dann war eine Stunde Spazier-Gang auf einem kleinen Hof, wobei die Mehrzahl der Patienten in den Ecken herumstand, oder sogleich Sitz-Plätze aufsuchte. Um zwölf Uhr großes Frühstück: zwei warme Gerichte und Bier. Darauf wurde der Saal geräumt, Jeder in sein Zimmer eingeschlossen, und um zwei Uhr zum Kaffee erst wieder herausgelassen. Natürlich wurden die zwei Mittags-Stunden von den Patienten verschlafen. Von drei bis halb fünf Uhr wieder Spazier-Gang; um fünf Uhr Mittag-Essen, drei Gänge mit Bier; um acht Uhr Alle zu Bett.

Um sechs Uhr kam Dr. Goldstein zur Nachmittags-Bisite. Ich hatte bereits genug gesehen und gehört, um zu der Uezeugung zu kommen, daß von einer Beobachtung der Kranken durch die Aerzte kaum etwas zu verspüren sei, obgleich die Station in der ich mich befand, Beobachtungs-Station hieß; ich war sehr

unwillig, daß noch kein Arzt es der Mühe werth gehalten hatte, mich nach der Veranlassung meines Hierseins zu fragen. Ich beschloß nun eine Unterredung mit Dr. Goldstein herbeizuführen, und wandte mich an ihn mit folgenden Worten: „Sagen Sie, Herr Doctor, sind Sie musikalisch?“ — „Wie so?“ — „Ich bitte mir zu sagen, ob Sie musikalisch sind oder nicht.“ — „„Nein.““ — „Na, dann können Sie auch wol nicht beurtheilen, ob eine Violin-Saite richtig gespannt oder überspannt ist?“ — Goldstein verstand wohl, was ich damit sagen wollte, dachte aber wahrscheinlich: Mit dem ist schlecht Kirschchen essen — und entfernte sich. Es ist mir auch nie gelungen, ihn zum Anhören meiner Geschichte zu bewegen.

Ist eine Anstalt, in welcher der Patient nicht beobachtet wird, in der man nicht nach den Motiven seiner Handlungs-Weise forscht, welche ihn dorthin brachte, eine Heil-Anstalt zu nennen? — Das waren so meine Gedanken am Abend des ersten Tages.

Am dritten Tage erhielt ich nach langem Bitten einen Brief-Bogen und schrieb, um meine Angehörigen zu beruhigen, an meinen Schwager. Da mir aber mitgetheilt war, daß alle Briefe offen auf dem Bureau abgegeben werden mußten, drückte ich mich absichtlich so aus, daß nur der ihn verstehen konnte, dem meine Familien-Verhältnisse bekannt waren. Als ich am nächsten Tage den Dr. Goldstein fragte, ob der Brief abgegangen sei, erhielt ich zur Antwort: „Nein, es steht zu viel Unsinn darin.“ — Ich erwidere: „„Also, weil Sie es nicht verstehen, ist es Unsinn? Ich habe mich absichtlich so ausgedrückt, daß nur meine Angehörigen mich verstehen können. Wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen Alles erklären.““ Goldstein hört mich gar nicht bis zu Ende an. Ich erfahre nachher von dem Wärter Wentzell, daß auf dem Bureau hinter dem Ofen eine Menge Briefe von und an Patienten liegen, die zum Feuer-Anmachen benutzt werden.

Also den Angehörigen der Kranken ist jede Möglichkeit genommen, sich durch eigene Anschauung von deren Geistes-Zustand zu überzeugen.

Von nun an unterhielt ich mich viel mit den Wärtern und notirte deren Mittheilungen, so wie selbst beobachtete Vorgänge, und führte die zugegen gewesenen Zeugen an, um später davon Gebrauch machen zu können. Die Wärter erhielten nominell monatlich 35 Thaler Gehalt; baar aber nur 7 Thaler; man berechnete ihre Verpflegung pro Kopf und Tag mit 28 Silber-Groschen; dabei mußten sie sich die Kleidung selbst beschaffen. Ich erfuhr eine Menge von Skandalgeschichten des Hauses, über welche ich hier hinweggehen will.

Am 6. Februar kam ich auf meine Bitte in die Nerven-Station, und machte auch hier meine Beobachtungen. Brief-Papier erhielt ich von Seiten der Anstalt nicht mehr, sondern mußte mir solches von einem andern Patienten erbetteln. Die Briefe, die ich nun an verschiedene Angehörige schrieb, faßte ich absichtlich so einfach, daß sie jedes Kind verstehen konnte; sie wurden offen im Bureau abgegeben, aber nicht abgeschickt; ebensowenig ein Brief an meinen Haus-Arzt, worin ich denselben wegen des mit ihm gehaltenen Austritts um Entschuldigung bat. Obgleich ich mich vollständig ruhig verhielt, und der Haus-Ordnung mich willig fügte, wurde keiner meiner Verwandten, die mich zu sprechen wünschten, vorgelassen; man wies sie unter den wichtigsten Vorwänden ab. Täglich fragte ich, ob keine Nachrichten von meinen Kindern da wären, und erhielt endlich von Loewenstein den kurzen Bescheid, es gehe ihnen gut.

In der Nerven-Station lernte ich verschiedene Leute kennen, die mir durchaus nicht geisteskrank erschienen. Einer derselben erzählte mir, er habe einmal im Zorn seiner Haushälterin eine

Flasche an den Kopf geworfen. Dafür saß der Unglückliche bereits über zwei Jahre.

Als ich den Wärtern gegenüber deshalb mein Erstaunen aussprach, sagte Wenzell: „Ach, Herr Rittmeister, hier kommt Keiner heraus, ehe nicht ein Anderer zum Ersatz da ist.“ Inspektor Krüger sagte gelegentlich: „Das Geschäft blüht; der Andrang wird so groß, daß wir nicht Alle beherbergen können. Loewenstein baut schon wieder an; Der versteht's; er hat ja auch die Mittel dazu.“

Nach einigen Tagen, es kann am 12. oder 13. Februar gewesen sein, wusch ich mit Genehmigung der Wärter mein Halstuch aus, weil ich bemerkt hatte, daß es abfärbte. Die Inspectorin, Fräulein Deardt, kommt hinzu und schreit mich an: „Was machen Sie da für Dummheiten? Wenn Sie solche Dummheiten machen, kann ich Sie hier nicht brauchen.“ — Ich gehe ohne ein Wort der Erwiderung in mein Zimmer und höre noch, wie die Person die Wärter anschreit, weil sie solche „Dummheiten“ gebuldet hätten. Ich schreibe sofort an den Geheimrath und beschwere mich; der Assistenz-Arzt, Dr. Wiegandt, kommt hinzu, zuckt die Achseln und sagt, ich solle zu Ende schreiben. Kaum ist dies geschehen, so erscheint Inspektor Krüger und fordert mich auf, ihm zu folgen. „Warum?“ frage ich. — „Der Herr Geheimrath hat es befohlen.“ — Er bringt mich in die Beobachtungs-Station, und giebt auf mein Verlangen den Brief an Loewenstein ab. Derselbe liest ihn, und läßt mich in die Isolir-Zelle sperren, weil ich mich über die Inspectorin beklagt habe.

Ich war klug genug, mich völlig ruhig zu verhalten, werde nach einigen Stunden wieder hinausgelassen, und erhalte ein Zimmer. Wenige Tage darauf komme ich wieder in die Nerven-Station, denn ich that den Aerzten gegenüber, als wäre Nichts vorgefallen, beklagte mich nicht und war ausnehmend höflich zu

ihnen. Inspectoren und Wärter sah ich in Beurtheilung dieses Vorfalles ganz auf meiner Seite.

Hier will ich noch einer Scene Erwähnung thun, welche auf dem Hof der Beobachtungs-Station in meiner Gegenwart stattfand. Während des Spazier-Ganges kam Loewenstein mit dem Portier auf den Hof, und besprach mit diesem die Anbringung eines neuen Fensters. Einer der Patienten, Herr Peitsch, nähert sich dem Geheimrath in sehr bescheidener Weise, um eine Bitte an ihn zu richten. Jener winkt mit der Hand und sagt: „Ich habe jetzt keine Zeit.“ — Peitsch wiederholt seine Bitte in ruhigem Tone. Der Chef wird roth vor Zorn, dreht sich kurz um und schreit: „Ist denn kein Wärter da, der mir den Kerl vom Leibe hält?“ — Die Wärter Benn und Plessow nehmen Herrn Peitsch unter die Arme und führen ihn fort.

Am 18. Februar früh sitze ich in meinem Zimmer am Tisch, den Kopf in die Hand gestützt. Der Geheimrath mit seinen Assistenten geht im Corridor vorbei, öffnet meine Stuben-Thür und sagt: „Aha, Melancholie!“ — Welch bewunderungswürdiger Feldherrn-Blick; ein wahrer Caesar! In einem Moment erkennt er die Situation! — Das sollst Du mir nicht noch einmal vorwerfen! dachte ich. Von da ab wurde ich humoristisch, schrieb Spott-Verse gegen die Juden an Thüren, auf Tische und Bänke, so daß sie Jedem in die Augen fallen mußten. Die Wärter hatte ich zum größten Theil schon ganz überzeugt, daß das Verfahren der Aerzte ein tyrannisches sei, und wurde nach Möglichkeit von ihnen unterstützt. Loewenstein berichtete dagegen nach Hause, ich sei „unmotivirt lustig“. — Hat er nach meinen Motiven gefragt? — Melancholisch darf man also nicht sein, lustig auch nicht; aber hübsch unterthänig gegen seine Peiniger soll man sein.

Ich war innerlich empört über die vielen Ungerechtigkeiten, welche ich täglich wahrnahm, und schrieb daher an verschiedene Be-

hörden Briefe, in denen ich erklärte, es kämen in der Anstalt fortwährend Dinge vor, die vor den Staats-Anwalt gehörten; ich bäte um eine Revision der Anstalt. Einen Brief an den Landrath Prinz Handjery gab ich dem Barbier Gericke, einen andern an die Polizei-Behörde dem Inspector Kresin, einen dritten an die heimatliche Behörde einem abgehenden Wärter (Benn). Der letztere gelangte an seine Adresse, die beiden andern aber wurden auf dem Bureau abgeliefert.

Bald darauf erschienen eines Morgens sämtliche Aerzte in meinem Zimmer. Loewenstein sagt: „Guten Morgen, Herr Rittmeister.“ — „Guten Morgen, Herr Geheimrath.“ — „Sie haben sich in Ihren Briefen über schlechte Behandlung beklagt.“ — „In welchen Briefen?“ — „In Ihrem Brief an den Landrath.“ — „Ja, das ist wahr.“ — „Sie sind noch sehr krank.“ — „Ich bin sehr gesund und nicht so dumm wie Sie, oder vielmehr wie ich aussehe. Ich habe auch noch einen Brief an meine Heimats-Behörde geschrieben, der nicht in Ihre Hände gelangt ist. Ich verlange meine sofortige Entlassung aus diesem Hause!“ — „Davon kann nicht die Rede sein.“ — Er geht ab, ich winke den Dr. Wiegandt heran und sage: „Herr Doctor, wenn ich nicht heute entlassen werde, bringe ich alle Schurkereien zur Anzeige, die ich hier entdeckt habe.“ — Jener entgegnet: „Herr Rittmeister, Sie sind ein sehr scharfer Beobachter.“ — Damit entfernt er sich.*)

In Vorahnung dessen, was sich nachher ereignete, hatte ich bereits Abends vorher einen Brief an Loewenstein geschrieben, in dem ich ihm erklärte, ich sei völlig gesund, könne mir eine

*) Dr. Wiegandt hat kurze Zeit nachher seine Stellung in der Maison de santé aufgegeben, weil, wie ich vermuthete, das Peitsch-Verfahren des Loewenstein doch nicht nach seinem Geschmack war.

so schmachvolle Behandlung nicht gefallen lassen; er werde es mir nicht verargen, wenn ich jedes mir zu Gebot stehende Mittel ergreife, um meine Freiheit zu erlangen. Auch machte ich darauf aufmerksam, daß ein Paragraph im Straf-Gesetz-Buch existire, der von widerrechtlicher Freiheits-Veraubung handelt. Diesen Brief führte ich bei mir, und begab mich in das Zimmer eines Lieutenants von Volkzlegier, diesen und die Wärter auffordernd, bei der zu erwartenden Scene Zeuge zu sein.

Nach einigen Minuten erscheint der Inspector Krüger mit vier oder fünf Wärtern aus dem Communal (der Abtheilung, in welcher die Kranken der Commune Berlin untergebracht sind) und sagt: „Herr Rittmeister, bitte — in die Beobachtungs-Station.“ — Ich halte den Leuten die Instruction der Anstalt vor, wonach Wärter die Kranken nicht beleidigen dürfen, erkläre, daß jede Berührung meiner Person eine Beleidigung sei, und daß ich in der Nerven-Station bleiben wolle. — „Wenn Sie nicht gutwillig mitkommen, müssen wir Sie hinuntertragen.“ — „Nun, dann weiche ich der Gewalt und werde mitkommen, ersuche Sie aber, diesen Brief dem Geheimrath abzugeben.“ — Ich komme also in die Beobachtungs-Station; kaum aber hat Loewenstein meinen Brief gelesen, so befiehlt er, mich in die Isolir-Zelle zu sperren.

Sämmtliche Wärter waren über diese Handlungs-Weise des Geheimraths unwillig, und verhalfen mir zur Flucht, welche ich in der Nacht zum 23. Februar bewerkstelligte. Ich kam um zwei Uhr früh auf das Criminal-Commissariat am Mollen-Markt, erstattete dort Bericht über meine Erlebnisse und legte mein Tage-Buch vor, in welchem alle Vorfälle unter Angabe der Zeugen aufgeführt waren. Loewenstein telegraphirte um sechs Uhr Morgens, um meiner wieder habhaft zu werden, an die Polizei-Behörde; ich wurde aber erst gegen zwei Uhr Mittags in die Anstalt zurückgebracht.

Man steckte mich sofort in die Isolir-Zelle, die ein tobüchtiger Jude vorher auf entsetzliche Weise verunreinigt hatte, und dort mußte ich, um meinen Anzug nicht zu besudeln, acht Stunden stehend zubringen, und ward erst hinausgelassen, als der Jude wieder tobüchtig wurde, und keine andere Isolir-Zelle für ihn disponibel war. Ich äußerte Abends zum Inspector Krüger, dies Verfahren mit mir könne doch nur „Alte“ sein; eine solche Ungerechtigkeit wäre doch gar nicht zu begreifen, und der Leser wird mir Recht geben, wenn ich behaupte: Ein vernünftiger Arzt durfte so nicht handeln, selbst wenn der Flüchtling wirklich krank und gemeingefährlich gewesen wäre.

Ich dachte: Wenn Ihr Aerzte Euch einbildet, mich durch solche Behandlung niederdrücken zu können, so seid Ihr schief gewickelt. — Ich trat nun um so energischer auf, gab den Herren die Wahrheit zu hören, wo sich Einer von ihnen blicken ließ, veranlaßte mehrere Wärter, den Dienst zu kündigen, hielt den andern Patienten vor, wie schwachherzig es wäre, sich so maltraitiren zu lassen; genug, ich machte das ganze Haus rebellisch. Krüger erzählte mir auch eines Tages, der Chef habe geäußert: „Ich muß sehen, daß ich den Rittmeister loswerde; er revoltirt mein ganzes Haus.“ — Wie die Berichte an meine Angehörigen gelautet haben, kann man sich denken. Mir wird es wol Niemand verargen, daß ich mich meiner Haut wehrte, so gut es ging, und daß ich den Wunsch hegte, in eine andere Anstalt zu kommen, wo vernünftige Aerzte sich bald von meiner Gesundheit überzeugen müßten. Ein vorurtheilsfreier Mensch wird mir zugeben, daß ich nicht wie ein Kranker gehandelt habe, sondern wird in Dem, was ich that, einen Beweis von Charakter, Thatkraft und Gesundheit finden. Irren-Aerzte urtheilen anders. Sie verlangen vom Patienten völlige Unterordnung; jedes Auflehnen gegen die ihnen leider gegebene Gewalt halten sie für Krankheit.

Wer war froher als ich, als mir eines Tages eröffnet wurde, ich solle eine Reise machen, und in Leipzig mit meinem Onkel zu-
sammentreffen! Ich ahnte wohl, daß es sich nur um einen An-
stalts-Wechsel handele, dachte aber, es könne unter keinen Um-
ständen schlimmer kommen. — Ich hatte mich gewaltig verrechnet,
denn ich kam aus dem Regen unter die Traufe! Daß ich bei der
Behandlung, die mir nun zu Theil wurde, nicht wirklich verrückt
geworden bin, ist eine besondere Gnade Gottes und ein Beweis,
daß ich etwas aushalten kann und Seelenstärke besitze. Ob meine
Geistes-Kräfte gelitten haben, mag der geneigte Leser dieser Memoi-
ren beurtheilen.

Am 30. März Mittags traf ich mit zwei Begleitern auf dem
Bahnhof in Leipzig ein. Während die Lepteren bei der Gepäc-
Ausgabe beschäftigt waren, ging ich allein die Treppe zum
Droschen-Halteplatz hinunter. Dort stand ein Schukmann, der,
mich freundlich anlächelnd, sagte: „Na, geht es nun besser?“
Ich gab keine Antwort, sondern setzte mich in die Droschke, meine
Begleiter folgten und sagten, wir würden meinen Onkel im Hotel
treffen. Als wir vor einem Hause mit vergitterten Fenstern
hielten, wußte ich, daß es ein Irren-Haus war, fügte mich aber
in das Unvermeidliche, in der Hoffnung, mich meinem Onkel
gegenüber aussprechen zu können. Derselbe war nicht anwesend,
der Director Dr. Günst erwartete ihn erst Abends, und ich wurde
in einen Saal gebracht, wo etwa fünfzehn Kranke bei Tische
saßen. Dort blieb ich bis zum Abend, und wurde gegen sieben
Uhr nach dem Sprech-Zimmer geführt, wo ich den Dr. Günst mit
meinem Onkel traf. Ich ließ mir den Bericht des Doewenstein
vorlegen, fand meiner Erwartung gemäß, daß derselbe durchaus
nicht der Wahrheit entsprach, und erklärte den Herren, wie
es gekommen sei, daß der Mann in dieser Weise über mich
urtheile.

Mit dem Dr. Günst machte ich in Gegenwart des Onkels
Folgendes ab: „Es kommt mir darauf an, von Ihnen ein Ge-
sundheits-Attest zu erlangen. Beobachten Sie mich so lange, als
Sie es zur Feststellung meines Zustandes für nothwendig halten;
geben Sie mir aber ein eigenes Zimmer und freie Bewegung im
Garten, und bringen Sie mich nicht mit anderen Patienten zu-
sammen, denn ich habe schon geistiges Elend genug gesehen.
Wenn Sie mir das zugestehen, verpflichte ich mich dagegen, keinen
Flucht-Versuch zu machen.“ Dr. Günst ging hierauf ein. Mein
Onkel entfernte sich, und nimmt den Bericht des Doewenstein mit;
ich erhalte ein Zimmer und gehe zu Bett.

In den folgenden Tagen bemühte ich mich vergebens, eine
Unterredung mit Dr. Günst zu erlangen. Ich hatte nun schon
seit acht Wochen keine Nachricht von meinen Kindern, wußte nicht,
wo dieselben untergebracht waren, ob mein Hausstand aufgelöst
sei oder nicht, denn mein Onkel hatte mir darüber keine Auskunft
geben können. Ich bat um Brief-Papier, und mußte acht Tage
betteln, ehe ich es erhielt. Man ließ mich allein in meinem
Zimmer sitzen, gab mir erst nach vielem Bitten etwas zu lesen,
gestattete mir aber, allein spazieren zu gehen, so viel ich wollte.
In meinem Briefe an meine Eltern erklärte ich zu deren Trost,
daß ich hoffe, der verehrte Herr Dr. Günst werde mich gewiß bald
mit dem gewünschten Gesundheits-Attest entlassen. Ich bekam
denn auch nach einigen Tagen Antwort von meinem Vater; seit
dem Verlassen meiner Heimat der erste Brief, der in meine
Hände gelangte. Darin hieß es, er hoffe, daß mein erregtes
Nerven-System genügend beruhigt sei, um ein gleichmäßiges, stilles
Leben ertragen zu können; ob ich aber soweit wiederhergestellt sei,
um eine so verantwortliche Stellung, wie sie mir bevorstehe, ein-
nehmen zu können, solle ich durch recht ruhiges Betragen erst
beweisen.

Der Brief wurde von mir dem Dr. Günst vorgelesen, und hätte derselbe wol nun Gelegenheit nehmen können, mit mir zu sprechen, um zu beobachten, ob bei mir eine Geistes-Störung überhaupt vorliege. Statt dessen ging er mir absichtlich aus dem Wege; seine Morgen-Visiten waren immer sehr kurz, und er hörte meine Geschichte erst an, als ich ihm einmal im Garten begegnete, und er mir nicht mehr ausweichen konnte. Dr. Günst erklärte sich mit dem Verfahren des Loewenstein nicht einverstanden, fügte aber, als ich durchblicken ließ, ich würde die Sache später zur Anzeige bringen, hinzu: „Der Geheimrath hat aber sehr hohe Gönner.“ Bei dieser Gelegenheit erlangte ich die Erlaubniß, mich mit Schreiben und Zeichnen beschäftigen zu dürfen. Das Material dazu brachte mir der Oberwärter Schnee.

Am 12. April schrieb ich an Dr. Günst, er habe nun Gelegenheit genug gehabt, sich von meiner Gesundheit zu überzeugen; ich bäte ihn, mich bald zu entlassen oder wenigstens zu gestatten, daß ich ihm über Alles mündlich Auskunft gäbe, was ihm noch unklar scheine u. s. w. Ich schrieb in einer halben Stunde meine ganze Lebens-Geschichte, und zwar präcise und bündig nieder, und fragte dann: „Kann das ein Geisteskranker?“ — Alles vergebens! — Dagegen erscheint der Oberwärter und sagt, ich hätte zu viel geschrieben; ich erhielt kein Papier mehr. — „Na, da hört sich doch Alles auf!“ sagte ich mir. „Ich kann von Morgens bis Abends schreiben, ohne je ein Wort Unsinn von mir zu geben; es hat doch Alles Hand und Fuß.“ Am 15. April Morgens gehe ich allein im Garten spazieren; da erscheinen die Kranken, mit denen ich am ersten Tage zusammengekommen war. Einige reden mich an, und ich antworte ihnen, der Oberwärter kommt hinzu und schreit mich an: „Sie dürfen nicht mit andern Patienten sprechen; das melde ich gleich dem Director.“ Ich antworte: „Das habe ich nicht gewußt; wenn man mir das vorher gesagt

hätte, so würde ich es nicht gethan haben.“ Bald darauf gehen die Kranken in den Saal; ich werde auf Befehl des Directors auch dorthin geführt und gezwungen, mit zwei Patienten Karten zu spielen. Der Assistenz-Arzt Dr. Meißner tritt ein. Ich beklage mich, daß man das mir gegebene Versprechen nicht gehalten habe und erhalte zur Antwort: „Sie können sich ja einbilden, Sie wären hier allein.“ — Also der Patient, der sich überhaupt nichts einbilden soll, muß sich einbilden können, daß etwas nicht ist, was ist. — Ich bilde mir alle Augenblicke etwas ein, weil ich Phantasie besitze; ich kann aber nicht etwas Vorhandenes aus der Wahrnehmung durch meine Sinne ausschließen.

„Du mußt Dir wieder selber helfen!“ sagte ich mir. — Ich simuliere Uebelskeit, werde auf mein Zimmer gebracht, in's Bett gesteckt; die Fenster werden geschlossen, obgleich ich um Luft bitte; ich erhalte kein Mittag-Essen, später aber eine große Ranne Bouillon mit Ei, die ich nach dem Genuß sofort von mir geben mußte, und darauf erscheint Dr. Günst. Auf vieles Bitten werde ich allein in den Garten gelassen, und faßte dort den Entschluß, zu entfliehen. Ich nehme einen armsdicken Knüttel auf, verberge ihn unter dem Rock und breche in der Nacht aus, indem ich den Knüttel zum Zerbrechen des Fenster-Kreuzes und Eisen-Gitters benutze, von da auf ein Dach gelange und zur Erde springe. Nach Uebersteigen zweier Bäume war ich im Freien, ging in einen Gasthof und schrieb an die Polizei-Behörde.

Am 16. April früh 9 Uhr erschien bei mir ein Beamter, und forderte mich auf, nach dem Polizei-Bureau zu kommen. Ich folgte ihm dorthin, und trug die in der Anstalt Thonberg gemachten Beobachtungen vor. Was dort weiter geschah, gehört nicht hierher. Um zwölf Uhr Mittags wurde ich in die Anstalt zurückgebracht, und vom Director empfangen. Ich hielt ihm sein Verfahren nicht vor, sondern wartete geduldig ab, was nun mit mir geschehen werde. In dem Umstande, daß die Polizei mich

wieder zurückbrachte, glaubte Dr. Günst einen neuen Beweis für meine Krankheit finden zu müssen. Dies ging aus seinem nachherigen Benehmen hervor. Ich hatte versucht, mich einer schlechten Behandlung durch die Flucht zu entziehen, nachdem das mir gegebene Versprechen gebrochen worden war. Der Irren-Arzt aber hält jeden Flucht-Versuch für einen Ausbruch von Tobsucht und bildet sich ein, nur ein Kranker könne solche Kraft äußern, wie ich sie bewiesen hatte. — Ich bin gerade entgegengesetzter Ansicht.

Man höre nun, wie es mir weiter erging. Nachdem ich mit den andern Patienten zu Mittag gegessen hatte, fordert mich der Oberwärter Schnee auf, ihm zu folgen und bringt mich in die Isolir-Zelle. Ich muß mich entkleiden, um zu zeigen, daß ich nichts Unerlaubtes bei mir trage, werde auf eine mit Leder bezogene Bank gesetzt, bekomme ein Stroh-Kissen unter die Füße, einen Riemen um den Leib, an dem ein Handschuh befestigt ist, und meine rechte Hand wird in den Handschuh eingeschnallt. So sollte ich nun sitzen. — Nachdem die Wärter mich verlassen hatten, suchte ich meine Hand zu befreien, was mir auch gelang, und promenirte in der Zelle auf und ab. Als das bemerkt wurde, kamen sechs Wärter herein, legten mir einen Riemen mit zwei Handschuhen um, und Schnee schraubt die Handschuhe an meinem Hand-Gelenk so fest, daß ich wie eingeschnitten war.

Am andern Morgen kommt Dr. Günst. Ich beklage mich, daß ich furchtbare Schmerzen erdulde. Er sagt: „Na, wir können ja später einmal nachsehen!“ — Ich frage: „Warum behandelst man mich wie einen Verbrecher?“ — „Sie sind unnütz mit der Hand gewesen!“ — „Wenn Sie mich so behandeln, muß ich annehmen, daß Sie mit Loewenstein unter einer Decke stecken.“ — Dr. Günst droht mir mit der Faust, und kommt seitdem nicht wieder. Am nächsten Tage waren meine Hände faustdick angeschwollen; ich stöhne vor Schmerz, habe auch ein Bedürfnis und

werde, trotz Klopfen und Bitten, nicht hinausgelassen. Ich trete mit den Füßen gegen die Thür, um gehört zu werden; es erscheinen sechs Wärter, schlagen mit Fäusten auf mich ein, raufen mir die Haare aus, und stoßen mich auf die Bank zurück, während draußen der Dr. Meißner steht und zusieht.

Ich behielt die Hand-Fesseln drei Tage und drei Nächte; die Prügel-Szene wiederholte sich jeden Morgen. Abends bekam ich Häring oder Häring-Salat, aber z. B. sechszig Stunden hinter einander kein Wasser. Ich war gezwungen, kleine Bedürfnisse in der Ecke der Zelle zu verrichten; kein Arzt ließ sich während dieser Zeit sehen; ich konnte mich weder ordentlich waschen noch kämmen, oder anderweitig Toilette machen; das Essen wurde mir, wie einem wilden Thier, in Zinn-Tellern verabreicht u. s. w.

Am vierten Tage wurden mir die Fesseln abgenommen; es erscheint ein neuer Assistenz-Arzt, Dr. Bönigk, der das Verbinden meiner Wunden anordnet. Aber ich mußte sechszehn Tage ohne irgend welche Beschäftigung in der Isolir-Zelle sitzen. Abends wurde mir, trotz meines Protestes, Morphinum eingespritzt, doch die Schmerzen an den Händen waren so furchtbar, daß ich dennoch nicht schlafen konnte. Erst nach sechs Wochen waren meine Wunden geheilt, und hatte ich wieder Gefühl in den Händen. Einmal kommt Dr. Lochner, um mir Morphinum einzuspritzen. Ich sage: „Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhe-Kissen.“ Dabei sehe ich den Assistenten an, als wolle ich sagen: „Du hast jedenfalls kein gutes Gewissen.“ — Er verstand mich, und kam nicht wieder.

Hätte ich nun nicht ein Verfahren eingeschlagen, ähnlich demjenigen, welches meine Entfernung aus der ersten Anstalt zur Folge hatte, so säße ich noch heute in Thonberg. Ich schrieb, nachdem mir der Bleistift genommen war, mit Glas oder spitzen Steinen, Spottverse gegen die Aerzte an die Wand der Zelle, und brauchte meine ziemlich scharfe Zunge, wo ich Gelegenheit dazu fand; frei-

lich immer in so zweideutiger Weise, daß man mir eine absichtliche Beleidigung nicht nachweisen konnte. Ich wurde aber, wie ich bemerken konnte, recht gut verstanden. Aus der Isolir-Haft ward ich erst entlassen, als ich den Director zufällig an meinem Fenster vorbeikommen sah, und darum bitten konnte; wären nicht noch andere Personen in der Nähe gewesen, so hätte er meine Bitte abgeschlagen — das ist meine Ueberzeugung. — Ich muß noch erwähnen, daß ich während meiner Isolir-Haft nur täglich eine Stunde an die Luft kam, zweimal je drei Tage garnicht. Wenn ich mich am Fenster zeigte, wurde dasselbe verschlossen. Taback erhielt ich nicht, weil Dr. Güz der Ansicht war, meine Flucht aus seinem Hause wäre die Folge des Rauchens! Die Zubereitung des Essens war so unsauber und unappetitlich, wie nur möglich die Kleider der Patienten wurden nie gereinigt; wenn ich um eine Kleider-Bürste bat, war eine solche nicht aufzutreiben; die Unreinlichkeit auf dem Abtritt spottet jeder Beschreibung; es machte auf mich den Eindruck, als solle der Patient mit Gewalt an Unsauberkeit gewöhnt werden, und sich im Schmutz wohl fühlen lernen. Meine Beobachtung der andern Patienten ließ mich erkennen, daß ich nicht der Einzige sei, dem Unrecht geschah. Wer bei dem gemeinschaftlichen Spaziergange im Garten sich erlaubte, dem langsam voranschreitenden Wärter vorbeizugehen, oder hinter dem letzten Wärter zurückzubleibt, wurde mit Faustschlägen oder Rippenstößen tractirt; wer eine Speise nicht essen wollte, dem wurde sie mit Gewalt eingeflößt und verglichen.

In der Isolir-Abtheilung war ein alter Apotheker, den seine Familie in die Anstalt gebracht hatte, weil er an einseitigem Kopfschmerz litt. Wie er mir erzählte, hatte Dr. Güz ihm Heilung innerhalb sechs Wochen in Aussicht gestellt; je länger er da war, desto schlechter wurde seine Behandlung; ich habe ihn nur in der Isolir-Abtheilung, angethan mit einer Drillich-Jacke über

der Kleidung, gesehen, vollständig gebrochen an Körper und Geist. Wenn ich nicht irre, befand er sich zu meiner Zeit schon sieben Jahre in der Anstalt. Ein Kaufmann Ahlers, der aus Eifersucht mit seinem Haus-Arzt in Streit gerathen war, saß schon über drei Jahre hier. Die Wärter sagten mir, er sei seit langer Zeit ganz vernünftig; er trug sich aber mit der Absicht, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, und nach Amerika auszuwandern, und das hielt der Director für eine krankhafte Idee. Ich machte in Thonberg im Allgemeinen die Bemerkung, daß das Maß der Fürsorge für die Kranken von dem Grade des Interesses abhängt, welches deren Angehörige für sie zeigen.

Wie konnte ich mich, von meiner Familie durch eine Entfernung von hundert Meilen getrennt, aus dieser Lage befreien? — Noch zwei oder drei Mal durfte ich nach Hause schreiben, erwähnte aber kein Wort von den entsetzlichen Martern, denen man mich unterworfen hatte. Dagegen äußerte ich mich in überschwänglicher Weise über das Wohlwollen und die Liebenswürdigkeit der Aerzte; sonst hätte man meine Briefe nicht abgeschickt, und mir auch die Antworten nicht zukommen lassen. Die Ironie in meinen Briefen scheint Herr Dr. Güz nicht verstanden zu haben. Im mündlichen Verkehr mit meinen Peinigern trat ich ähnlich auf wie in der Maison de santé, bis ich ihnen ein unheimlicher Passagier wurde. Ich ließ durchblicken, daß ich unter hohem Schutz stehe, und daß den Herren ihr barbarisches Verfahren einst schlecht bekommen werde. Ich wies darauf hin, daß ich nicht umsonst auf der Polizei gewesen wäre, und machte den Dr. Bönigk einmal auf einen Journal-Artikel aufmerksam, in welchem erzählt wird, daß ein Amerikanischer Journalist sich in ein Irren-Haus stecken ließ, um nachher das Verfahren der Anstalt an die Oeffentlichkeit zu bringen. Dazu sagte ich: „Was in Amerika möglich ist, kann hier auch vorkommen.“

Einmal machte ich ein Gedicht, worin ich meine Behandlung in der Anstalt schilderte, dem Director aber einen andern Namen beilegte. Dies zeigte ich dem Dr. Bönigk, nachdem derselbe mir versprochen hatte, darüber zu schweigen. Er hielt sein Versprechen nicht; ich wurde zur Strafe in die Isolir-Zelle gesperrt, und mußte drei Tage sitzen. Ich wurde erst wieder hinausgelassen, als ich dem Dr. Günz ein anderes Gedicht vorlas, welches ihn förmlich rührte, so daß er sagte: „Ja, Sie sind ein Dichter.“

Daß ich unter den schlimmsten Verhältnissen noch Humor zeigte, mag mit ein Grund gewesen sein, warum die Aerzte mich endlich los zu werden suchten; ich war ihnen unbegreiflich. Es wurde an meine Eltern berichtet, ich sei zu Gewalt-Thaten geneigt; man brauche zu viel Bewachung für mich und schlage vor, mich in eine Staats-Anstalt überzuführen. — Nun möchte ich wissen, wo saß die Gewalt-That? — Bei mir, der durch schmachvolle Behandlung empört, die Freiheit zu erlangen suchte, oder bei dem Director Günz, der die ihm verliehene Gewalt in schönster Weise mißbrauchte? — Hat der Arzt das Recht, Neigungen zu bestrafen? — Wenn ich wirklich zu Gewalt-Thaten neigte, so würde ich doch keine begehen, und wenn ich solche begehe, so verlange ich nach dem Gesetz beurtheilt und bestraft zu werden.

Mein Vater hatte sich nach dem Bericht des Dr. Günz eine ganz falsche Vorstellung von meinem Zustande gemacht, und schrieb an mich: „Du sollst noch kurze Zeit in einer öffentlichen Beobachtungs-Station zubringen, bis Du den Beweis geliefert hast, daß Du zu Gewalt-Thaten nicht geneigt bist.“ — Ich wurde also am 11. Juli nach der Staats-Anstalt in Schwyz gebracht. Der Director Dr. Wendt war auf Urlaub; der Vertreter Dr. Grunau, dem ich gleich am ersten Tage meine Erlebnisse aus der Maison de santé und in Thonberg erzählte, hörte mich gar nicht bis zu Ende an, sondern sagte: „Ich weiß schon genug.“

Als ich mit Nachdruck darauf hinwies, daß ich völlig gesund sei, erhielt ich zur Antwort: „Sie sind uns übergeben worden, also müssen Sie krank sein; daß Sie bereits fünf Monate in Irren-Häusern waren, ist der beste Beweis dafür.“

Der erste Brief, den mein Vater an mich nach Schwyz schrieb, wurde mir, als „nicht geeignet zur Vorlage an den Patienten“ vorenthalten. Ich hatte nun in der ersten Zeit mit den Aerzten dieselben Kämpfe, wie in den Privat-Anstalten. So lange ich ihnen widersprach und nicht zugeben wollte, daß ich geisteskrank sei, hielten sie mich für verrückt, und behandelten mich darnach. Erst als ich, wohl begreifend, daß ich sonst mein Leben lang hinter Schloß und Riegel bleiben könnte, auf ihre Vorstellungen einging, ihren Vorurtheilen Schweigen entgegensetzte, mich allen ihren Anordnungen pünktlich unterwarf, erst dann erklärten sie mich für „geheilt“, und entließen mich.

Das Resultat meiner Beobachtungen ist nun Folgendes:

Der Irren-Arzt hält sich für den Normal-Menschen, und beurtheilt jeden Andern nach sich selbst. Da es nun nicht zwei Menschen giebt, die sich ganz gleich sind, so folgt daraus, daß Jeder, der das Unglück hat, in eine Irren-Anstalt zu kommen, für krank gehalten wird; schon allein deshalb, weil er anders ist, als der Arzt. Behauptet der Patient, gesund zu sein, so ist das für den Arzt der beste Beweis vom Gegentheil, denn er sagt: „Wo erst beim Patienten das Krankheits-Bewußtsein vorhanden ist, da ist Aussicht auf Heilung.“ (Auspruch des Dr. Sergot in Schwyz.) — Ist nun der Patient nicht im Stande, seine Ideen zu verheimlichen, sein Benehmen genau den Wünschen der Aerzte (die er auch erst nach längerem Aufenthalt in der Anstalt kennen lernt) anzupassen, sich also vollständig unterzuordnen, so kommt er niemals heraus. Eine Instruction, wonach der Patient sich zu verhalten hat, giebt es nicht; thut er irgend etwas, was

dem Arzt auffällt, so wird er nach Willkür desselben mit den härtesten Strafen belegt; denn der Arzt giebt sich nicht die Mühe, nach den Motiven der Handlungs-Weise des Patienten zu forschen, sondern er verläßt sich im Großen und Ganzen auf die Meldungen und Berichte der Wärter. Der Patient mag nun dagegen vorbringen, was er will — er hat immer Unrecht. Es ist mir in einem solchen Fall, wo ich auf streng logische Weise mein Verhalten zu erklären suchte, vom Director Wendt in Schwyz geantwortet worden: „Ihnen hilft Ihre Logik Nichts, denn Sie sind Patient.“

Wie also die Mehrzahl der Mediciner verfährt, so handelt auch der Irren-Arzt: er sucht die Krankheits-Erscheinung, oder was er dafür hält, zu beseitigen, statt die Krankheits-Ursache zu ermitteln, und gegen diese vernunftgemäß vorzugehen. Solche „Krankheits-Erscheinungen“, wie der Arzt es nennt, treten sehr häufig zu Tage, wenn der Patient Wünsche ausspricht, deren Erfüllung man ihm zugesagt hat, die aber nachher nicht erfüllt werden. Patient fühlt sich unglücklich, wird in seinen Bitten dringender, und läßt sich schließlich vom Zorn hinreißen, gegen den Arzt grob zu werden. Die Folgen sind schrecklich, denn der Unglückliche soll dadurch curirt werden, daß man ihn noch unglücklicher macht.

Ich weiß aus eigener Erfahrung, welchen Grad von Selbstbeherrschung man haben muß, um nicht endlich seinem Peiniger an die Gurgel zu springen. Ich würde es andererseits als einen Beweis von Muthzigkeit und Schlaffheit des Charakters ansehen, wenn man sich eine schwachvolle Behandlung schweigend gefallen läßt. Aber das ist es gerade, was der Irren-Arzt beansprucht; denn er denkt: „Ich, der Arzt, bin eine geheiligte Person; ich, der Arzt, muß meine Autorität wahren, sonst tanzen mir die Patienten auf der Nase herum; ich, der Arzt, fühle hier in der Anstalt allein richtig, bin unfehlbar; wer das nicht anerkennt,

der ist krank; ich habe Psychiatrie studirt; ich weiß, was zu thun und was zu lassen ist. — Dabei befinden sich gerade die Irren-Aerzte, eben weil sie fast nur mit Geistes-Kranken umgehen, in einer höchst bedenklichen Situation, in offener Gefahr, selbst zu erkranken. Fast alle Irren-Aerzte leiden durch den steten Verkehr mit Irren mehr oder weniger in ihrer Seelen-Stimmung und Geistes-Verfassung. Nicht wenige zeigen eine starke Verdüsterung und Verschrobenheit, mindestens mancherlei Schrullen und Absonderlichkeiten.

Ich habe auch Psychiatrie studirt, wenn auch nicht aus Büchern, wol aber praktisch. Ich habe fast ein Jahr hindurch mit allen Sorten von Kranken zusammen gelebt; ich habe dabei zahlreiche Beobachtungen gemacht, und bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß man Heilungen erzielen kann, wenn man gegen die Krankheits-Ursachen vorgeht; wenn man bemüht ist, die Wünsche der Kranken zu erfüllen; wenn man versucht, ihnen das Leben so angenehm wie möglich zu machen; wenn man ihnen die Tröstungen der Religion zu Theil werden läßt, und sie auf den Vater im Himmel hinweist, von dem allein ihnen Rettung werden kann. Die Irren-Anstalten sind viel eher ein Feld der Thätigkeit für Priester, als für Aerzte, welche ja der Mehrzahl nach Materialisten sind.

Kein Arzt weiß aus eigener Erfahrung, wie einem Menschen zu Muth ist, der, plötzlich aus seiner gewohnten Umgebung herausgerissen, sich in der Gesellschaft von Verrückten findet, dem eine völlig andere Lebens-Weise, andere Beschäftigung resp. Nichtsthun aufgezwungen wird; dem jede Thür verschlossen ist, kein Wunsch erfüllt, jeder Verkehr mit seinen Angehörigen abgeschnitten wird, und der sich nun der rohen Willkür von Wärtern überliefert sieht, die mit ihm machen können, was ihnen gut dünkt. — Beobachtet wird wenig, von einer Heil-Methode ist gar nicht die Rede, man wird einfach

eingesperrt. Nun sieh zu, wie Du wieder 'rauskommst. Ver-spürst Du Beschwerden, so äußere sie nicht, denn die Anstalt ist tabellös; es ist ja für Jeden und für Alles auf's Beste gesorgt; wer sich da nicht wohlfühlt, der ist undankbar, der ist krank, der muß erst noch erzogen werden. — So denkt der Arzt. Und nun geht das Maltraitiren los. Zwangs-Mittel, um den Willen des Kranken zu brechen, giebt es ja genug. Will er nicht essen, so werden ihm die Speisen mit Gewalt eingestößt; kommt er aus Verzweiflung auf den Gedanken, sich das Leben zu nehmen, so hindert man ihn durch Zwangs-Jacke und Isolir-Zelle an seinem Vorhaben. Ergreift er die Flucht, so werden zu seiner Festnahme die Behörden aufgeboten; er wird wieder eingefangen, und nun statuirt man an ihm ein Exempel, zur Warnung für die Andern. Keine Behörde gewährt ihm Schutz; man glaubt ihm Nichts, dem Arzt Alles.

So verfährt man mit unglücklichen Menschen! Der Verbrecher im Zuchthause ist durch das Gesetz vor Mißhandlungen geschützt, obgleich er Missethaten mit vollem Bewußtsein begangen hat. Der Geistes-Kranke, von dem der Arzt voraussetzt, er könne Recht und Unrecht nicht unterscheiden, wird schlimmer behandelt, als eine wilde Bestie im Käfig. Im Straf-Gesetz-Buch existirt kein Paragraph, auf Grund dessen der Arzt zur Rechenschaft gezogen werden könnte. Beleidigungen und Körper-Verletzungen ver-jähren in drei Monaten, und wollte man wegen widerrechtlicher Freiheits-Veraubung klagen, so müßte dem Arzt erst der Dolus nachgewiesen werden, der aber juristisch ihm nie nachzuweisen ist.

In den Augen des Juristen ist der Arzt Sachverständiger, als solcher braucht er nur zu sagen, er habe den Kläger für krank gehalten, und er ist entschuldigt.

Welche ungeheure Macht hat der Irren-Anstalts-Director! Wie kann ein gewissenloser selbstüchtiger Charakter diese Stellung

zu seinem Vortheil ausbeuten! Welch' entsetzliches Elend kann ein herzloser Arzt ungestraft herbeiführen!! —

Wie herzlos Aerzte sein können, das sieht man schon aus der wissenschaftlichen Thier-Folter, gegen welche sich die öffentliche Meinung zu empören beginnt.

In den Irren-Anstalten wird an Menschen-Seelen Bivisection getrieben! Ich habe für das dort beliebte Verfahren keinen andern parlamentarischen Ausdruck.

Die Privat-Anstalten stehen zwar unter Staats-Controle; aber diese Controle wird von Aerzten ausgeführt, und „eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.“ — Wer kann auch bei einem Besuch von wenigen Stunden ein Urtheil über den Geistes-Zustand der Patienten erlangen? Man beschränkt sich also darauf, die Leitung der Anstalt vom ökonomischen Gesichtspunkt aus zu begutachten. Kein Patient wird gefragt, ob er über etwas zu klagen habe, und gelänge es Einem, eine Klage vorzubringen, so hat der Director sicher eine Entschuldigung zur Hand. — Der Dr. Bönigt in Thonberg sagte mir einmal selbst: „Wir können Alles verantworten.“ Ja, freilich — vor dem Gesetz! Aber auch vor Gott, der befiehlt: „Liebe Deinen Nächsten als Dich selbst“, und auch vor der öffentlichen Meinung?

Aus nachfolgender Zusammenstellung wolle man entnehmen, wie die Aerzte, obgleich und weil sie in mir ihren Gegner erkannten, der sie und ihre falschen Principien fortgesetzt bekämpfte, über mich urtheilten:

Etwa drei Tage vor meiner Ueberführung nach Thonberg sagte Loewenstein zu mir: „Herr Rittmeister, Sie sind ein Ehrenmann durch und durch.“ Dem Director Dr. Günz machte ich einmal den Vorschlag, bei der Polizei sich zu erkundigen, ob nicht wahr sei, was ich ihm erzählte. Er antwortete: „Ich werde doch nicht an die große Glocke gehen!“ Er, wie seine Assistenten, waren schließlich bemüht, mich los zu werden.

Dr. Grunau in Schwetß äußerte zu meinem Bruder, der mich etwa vier Wochen vor meiner Entlassung besuchte: „Ihr Herr Bruder ist uns ja dialectisch weit überlegen, aber, was er uns von seinen Erlebnissen in der Maison de santé und in Thonberg erzählt, können wir nicht glauben; das bildet er sich bloß ein. Ich glaube, er leidet an Gehirn-Erweichung, und wird bald durch den Tod von seinen Leiden erlöst sein. Das ist zwei Jahre her, und wer mich jetzt kennen lernt, wird zugeben müssen, daß ich wie das Leben und die Gesundheit selbst aussehe.“

Director Dr. Wendt lud mich einmal zu Tische ein, wobei ich seine Gemahlin kennen lernte. Am Tage darauf erzählte er mir: „Meine Frau ist ganz überrascht, daß ich Sie hier als Kranken festhalte; sie hat nichts Krankhaftes an Ihnen bemerkt, und ich muß sagen: ich traue meiner Frau ein sehr richtiges Urtheil zu.“ — Was für ein Zeugniß stellte sich der Mann damit selber aus?

Dr. Sergot, dem gegenüber ich mich einmal über die mir zu Theil gewordene schlechte Behandlung beklagte, suchte sich dadurch zu entschuldigen, daß er sagte: „Das ist geschehen, weil Sie doch möglicherweise einem Andern wehe thun konnten.“ — Also, seiner Ansicht nach, hat der Irren-Arzt das Recht, Jemanden für ein Vergehen im Voraus zu bestrafen, daß er möglicherweise begehen könnte, und das doch nur in der Einbildung des Arztes vorhanden ist.

Thatsächlich habe ich keinem Menschen wehe gethan. Ich habe aber einmal einem Arzt gegenüber eine Drohung ausgesprochen, und dafür zehn Monate lang gefangen gesessen, und entsetzliche Martern erdulden müssen.

Von allen Irren-Arzten, die ich kennen gelernt habe, war Dr. Sergot in Schwetß der vernünftigste. Er gab seine Stellung auf, weil er einsah: „Wir dreschen ja hier doch nur leeres Stroh.“

Durch meinen Aufsatz im „Kulturkämpfer“ wollte ich die Aufmerksamkeit der Behörden auf die Irren-Anstalten im Allgemeinen lenken, und das Publicum vor den Privat-Anstalten warnen.

Jetzt erwarte ich, daß die Aerzte, deren Verfahren ich hiermit zur öffentlichen Kenntniß bringe, und dem Urtheil des Publicums unterstelle, mich, Falls ich Unwahres berichtet, oder ihnen sonst Unrecht gethan habe, vor Gericht zur Verantwortung ziehen.

Ich führe noch an, daß auf meinen Antrag bei der Königlichen Regierung zu Potsdam die Maison de santé einer Untersuchung unterzogen wurde; diese wurde von dem Medicinal-Rath Dr. Ranzow geleitet, und verlief resultatlos; die Regierung lehnte die weitere Verfolgung der Sache ab. Ich konnte nicht einmal erlangen, daß mir die schriftlichen Arbeiten, Briefe und Zeichnungen, welche ich dort vor meiner Flucht angefertigt hatte, und die ich als mein Eigenthum reclamirte, ausgeliefert wurden.

Es ist ein hartes Schicksal, das mich betroffen hat!

Ich habe in einer selten glücklichen Ehe gelebt. Mit dem Tode meiner Frau, die mir sechs Kinder zurückließ, scheint mein Glücks-Stern untergegangen zu sein. Während ich früher im Kreise meiner Kameraden eine geachtete Persönlichkeit gewesen bin, deren Leistungen von den Vorgesetzten bereitwilligst anerkannt wurden, empfing man mich nach meiner Rückkehr aus den Heil-Anstalten mit erklärlichem Mißtrauen und Vorurtheil. Dennoch wurde ich im Sommer vorigen Jahres, nachdem ich so lange aggregirt geführt worden war, definitiv als Platz-Major in Neu Breisach wieder angestellt; ein Beweis, daß meine Vorgesetzten sich von meiner völligen Gesundheit überzeugt hatten.

Die Thätigkeit, auf welche ich mich dort beschränkt fand, sagte meinem Naturell nicht zu; ich sehnte mich nach der, die ganze Kraft eines Mannes beanspruchenden Stellung des Escadron-Chefs zurück, welche aber wieder erlangen zu können, unter den obwaltenden

den Umständen aussichtslos schien. Da ferner die Verhältnisse in Neu-Breisach mir nicht gestatteten, meine Kinder zu mir zu nehmen, von denen ich bereits anderthalb Jahre getrennt war, erbat ich meinen Abschied, den ich dann in ehrenvoller Weise erhielt.

Zum Schluß erkläre ich, daß nicht etwa die Absicht, mich an meinen Peinigern zu rächen, mich treibt, meine Geschichte zu veröffentlichen, sondern daß ich damit nur dem allgemeinen Interesse zu dienen wünsche.



In meinem Verlage ist ferner erschienen:

Die Politik Friedrich Wilhelm IV.

Von **Hermann Wagener**, Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath.
Preis Mark 4,50.

Erlebtes.

Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jetzt.
Von **Hermann Wagener**, Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrathe.
Preis Mark 6.

Die kleine aber wichtige Partei.

Ein Nachtrag zu meinen Memoiren.
Von **Hermann Wagener**, Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrathe.
Preis Mark 2,40.

Wie die Presse aller Parteilichhaltungen anerkennt, ist der Verfasser dieser Werke einer der geistreichsten konservativen Schriftsteller, der als erster Redacteur der Kreuzzeitung und als hoher Staatsbeamter an den politischen und socialen Vorgängen der von ihm behandelten Zeitperioden reichen Antheil genommen hat. Man wird in diesen Werken Mittheilungen finden, welche bis dahin überhaupt nicht oder nur wenigen Personen bekannt geworden sind, und die geeignet sind, denselben eine allgemeine Beachtung und ausgedehnte Verbreitung zu geben.

Für Erinnerung an Eduard Lascker.

Von **Arthur Wolff**.
Preis 1 Mark

Der Verfasser des Werkes sucht aus der politischen Thätigkeit Lascker's in leidenschaftslos gehaltenem Tone möglichst objectiv, unter voller Würdigung seiner Verdienste, den Nachweis zu führen, daß Lascker unserer politischen Entwicklung weitaus mehr geschadet, als genützt, und im Conflict zwischen Idealismus und Realismus allmählig von der politischen Bühne verschwinden mußte. Die Darstellung gipfelt in dem Urtheil, daß Lascker von der Geschichte, trotz seines großen Talents, unter den parlamentarischen Gegnern eines Bismarck, des ersten Sterns seiner Zeit, nicht lange verzeichnet worden dürfte. Die kleine Schrift wird von Gegnern wie von Anhängern Lascker's mit Aufmerksamkeit gelesen werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und vom Verleger

B. Pohl

Berlin SW., Wilhelmstraße 122a.

7

8

Druck: C. Schwarz, Berlin.

7

In der Expedition des Kulturkämpfer, Berlin SW.,
Dessauer-Straße 3, erscheint seit Neujahr 1880:

Der Kulturkämpfer.

Zeitschrift

für öffentliche Angelegenheiten.

Herausgegeben von

Otto Glagau.

Monatlich 2 Hefte in Deyfion-Format, 2 1/2 Bogen
stark. Jährlich 12 Mark. Halbjährlich 6 Mark.

Diese Zeitschrift führt in erster Reihe die **brennenden socialen und wirtschaftlichen Fragen** vor, behandelt daneben aber auch **Litteratur und Theater**, und bringt außerdem ein **farbiges Feuilleton der Zeitereignisse**.

Eine fortlaufende Erörterung ist der „**Judenfrage**“ gewidmet, die den Kernpunkt der ganzen socialen Frage bildet, von deren Regelung der Bestand unserer Kultur, das Schicksal des Deutschen Volkes abhängt. **Alle Schäden, alle Auswüchse** in Staat und Gemeinde, Gesellschaft und Presse **werden freimüthig besprochen**, und Wege und Mittel zur Abhilfe in Vorschlag gebracht.

Die **Zeitschrift wendet sich** nicht an eine bestimmte Partei oder Gesellschaftsklasse, sondern **an das große Publicum**. Alles, was sie bringt, soll von allgemeinem Interesse sein, dem allgemeinen Besten dienen, und sich einer populären und zugleich geschmackvollen Form befleißigen. Die Zeitschrift steht im Dienste keiner Partei, aber sie hat unter allen Parteien, unter allen ehrlichen, strebenden Leuten Leser und Anhänger gefunden.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Jedes Heft enthält mindestens vier größere Artikel, ist für sich abgeschlossen und à 60 Pf. auch einzeln käuflich.

Bisher sind 110 Hefte erschienen, von denen fast jedes mehr oder weniger Aufsehen erregt hat; viele wurden mehrfach nachgedruckt.